

# Schützengräben und Serpentine

Das Münstertal feiert das 125-Jahr-Jubiläum der Passstrasse am Umbrail – im Ersten Weltkrieg verteidigte die Schweiz hier ihre Neutralität

CORINA GALL, MÜNSTER TAL

Der Umbrail ist der höchstgelegene befahrbare Pass der Schweiz. Vom kleinen Dorf Santa Maria im Münstertal führt die Passstrasse über enge Kehren und Serpentine hoch auf 2500 Meter über Meer. Der Bündner David Accola kennt hier jede Kurve. Bei einer Fahrt ins Gebirge Mitte Juli spricht er wie ein Berg- und Touristenführer. Er ist 63 Jahre alt, frühpensioniert, braungebrannt, trägt Dreitagebart und Wanderkleidung.

Die Strasse ist im Sommer stark befahren. Rennvelofahrer, Töff-Gruppen und Autoreisende gelangen über den Umbrail zum legendären Passo dello Stelvio, dem Stilsfer Joch, dem höchsten Gebirgspass Italiens auf 2700 Metern über Meer, der Südtirol mit der Lombardei verbindet. Oben gibt es Restaurants, Hotels und Souvenirläden. Aus einem Cabrio dröhnt Italo-Pop, es riecht nach Bratwürsten, Pommes und Benzin.

In den Restaurants grüsst David Accola die Angestellten mit Vornamen, er macht saloppe Sprüche und verkündet die guten Dorfgeschichten, als hätte er sein ganzes Leben hier verbracht. Doch Accola ist in Flims aufgewachsen und war 35 Jahre lang Berufsoffizier in der Schweizer Armee. Er war Oberst im Generalstab, als Stabschef verantwortete er viele Jahre den Einsatz der Bodentruppen am WEF in Davos.

Für den Umbrailpass interessiert sich Accola wegen der einzigartigen Militärgeschichte. Er ist Präsident des Vereins Stelvio-Umbrail 14/18, den er im Jahr 2000 zusammen mit Freunden aus dem Münstertal gründete. Nun wird die Passstrasse über den Umbrail 125 Jahre alt, das Tal hat im Sommer gross gefeiert, Accola ist in seinem Element.

## Ein Leben für die Armee

Der Umbrail, das ist Schweizer Geschichte. Im Ersten Weltkrieg, von 1914 bis 1918, verlief hier die erste Verteidigungslinie der Schweizer Armee. Das Kaiserreich Österreich-Ungarn und das Königreich Italien bekämpften sich im angrenzenden Hochgebirge mit Artillerie, auf über 3000 Metern über Meer, in Fels, Schnee und Eis. Die Schweizer Soldaten behaupteten im Dreiländereck die neutrale Grenze.

Auf den Gipfeln und Höhenzügen stehen noch immer die Ruinen der Truppenlager der Schweizer, Österreicher und Italiener. Schützengräben zeichnen wellenartige Furchen in die Erde, verrostete Stacheldrähte liegen herum. Die Relikte aus dem Gebirgskrieg blieben jahrzehntelang unbeachtet. Bis David Accola und seine Vereinskollegen durch Archive und Soldatentagebücher wühlten. Und aus dem Münstertal ein Ziel für Militärtouristen machten.

Die Kriegsgeschichte begleitet David Accola schon sein halbes Leben. An der Militärschule verfasste er Mitte der 1990er Jahre eine Studie zum Gebirgskrieg. Seine Diplomarbeit handelte von der «Bedeutung der Neutralität im Grenzgebiet im Kontext von Konflikten». Er las über die Ereignisse beim Umbrail, und wie Alice im Wunderland fiel Accola metaphorisch in einen Kaninchenbau. Je mehr er wusste, desto mehr interessierte er sich dafür.

Die heutige Umbrailpassstrasse wurde 1901 eröffnet, 1914 brach der Erste Weltkrieg aus. Damit Italien nicht über die Schweiz nach Österreich vorstossen konnte, besetzte die Armee im August 1914 die Landesgrenze. Die Schweiz schickte Soldaten nach Santa Maria und später auch auf die Dreisprachenspitze, auf 2843 Meter über Meer, direkt an der Grenze zu Österreich und Italien.

Nach dem Kriegseintritt Italiens im Frühjahr 1915 verstärkten die Schweizer ihre Präsenz. David Accola sagt: «Die Gefechte zwischen der italienischen und österreichischen Artillerie waren so nah, dass Granatsplitter auf Schweizer Territorium niedergingen.» Die Umbrail-Soldaten seien aber stolz gewesen, dass sie im Vergleich zu den



Soldaten der Schweizer Armee beobachten im Ersten Weltkrieg Österreicher und Italiener am Umbrailpass.

PHOTOPRESS-ARCHIV / KEYSTONE

Soldaten anderer Grenzabschnitte wirklich im Krieg gewesen seien.

Accola gönnt sich bei der Ankunft auf dem Stilsfer Joch einen Corretto Grappa. Nach der mühelosen Autofahrt auf 2700 Meter über Meer sei es wichtig, sich erst an die Höhe zu gewöhnen. Wenig später steht er bei der Dreisprachenspitze und verbildlicht am Boden die Landesgrenzen mit seinen Wanderstöcken. Damals bildeten sie ein umgekehrtes Ypsilon, die Schweizer blieben im nördlichen Dreieck, westlich das italienische Veltlin, östlich das österreichische Südtirol. Accola sagt: «Die Gegner hatten Blickkontakt, gelegentlich standen sie in Handgranatenwurfdistanz.»

Die Kriegsparteien hätten ein Interesse gehabt, dass die Schweizer blieben, sagt Accola. «Das Gebiet an der Grenze zur Schweiz hat ihnen als Schutz gedient.» Um dort getroffen zu werden, hätte der Gegner um die Ecke schiessen müssen. Accola wirft einen Stein über die Wanderstöcke, zur Veranschaulichung. Einmal habe es in der Unterkunft der Schweizer auf der Dreisprachenspitze gebrannt, sagt Accola. «Die Österreicher eilten herbei, um zu löschen.»

## Tagebücher in Wien gefunden

Der Verein Stelvio-Umbrail 14/18 wurde gegründet, um die Kriegsspuren zugänglich zu machen. Heute gibt es 40 Kilometer Wanderweg und 60 historische Informationstafeln. Die Illustrationen darauf hat Accola selbst gezeichnet. Ein lokaler Künstler fertigte Soldatenfiguren aus Stahl, die jetzt im Gebirge stehen. In Santa Maria wurde ein Museum eingerichtet, die Broschüren dazu hat Accola geschrieben. Im Winter baut er seit mehr als 20 Jahren an einem Relief des Geländes nördlich und südlich des Stilsfer Jochs. Der Rohbau steht im Museum, er ist 12 Quadratmeter gross.

Die Vereinsmitglieder machten das ehrenamtlich. Doch viele der Gründungsmitglieder sind verstorben oder nicht mehr in der Lage, aktiv mitzuhelfen. Die Wege müssten unterhalten werden, das Museum betreut, die Website aktualisiert, sagt Accola. «Bei den Arbeiten im Gelände helfen Freunde und Bekannte, ohne sie ginge es nicht.»

Zudem muss Geld aufgetrieben werden. Rund 30 000 Franken sind laut Accola in diesem Sommer und im vergangenen Jahr investiert worden. Das meiste Geld komme von privaten Spendern. Viele kennt er von seiner aktiven Zeit in der Armee. Von seinen Kontakten nach Bern profitiert er nach wie vor. In diesem Sommer halfen acht Gebirgsspezialisten



ZN

David Accola  
Präsident des Vereins  
Stelvio-Umbrail 14/18

Das Kaiserreich Österreich-Ungarn und das Königreich Italien bekämpften sich mit Artillerie, auf über 3000 Metern über Meer, in Fels, Schnee und Eis.

im Wiederholungskurs, ein anspruchsvolles Wegstück auf den Piz Umbrail mit Fixseilen zu sichern. Accola sagt: «Wir erhalten ein wesentliches Stück schweizerischer Armeegeschichte, da darf sich Bern auch unterstützend einsetzen.»

Als 1915 die ersten Schweizer Truppen auf den Umbrailpass verlegt wurden, hatte die Armee noch keine Gebirgsinfanteristen. Accola sagt: «Die Soldaten mussten erst das Skifahren lernen.» Oder wie die Armee es nannte: «das sich Weiterbewegen auf Ski».

In den Tagebüchern berichten die Soldaten vor allem vom Wetter. Die Winter waren lang, es gab bis zu vier Meter Schnee bei minus 40 Grad, die Unterkünfte waren kaum isoliert. Die Sommer verbrachten sie mit Holzhacken zum Heizen, im Winter befreiten sie die Kamine vom Schnee. Accola sagt: «Die Alternativen waren einfach: erfrieren oder ersticken.»

Die Schweiz beklagte wenige Opfer, bei den Österreichern und Italienern waren es deutlich mehr. Die Todesursache war selten ein kriegerisches Ereignis, sondern Lawinen, Erfrierungen, Grippe, Blitzschläge, Spaltenstürze in den damals noch mächtigen Gletschern.

Viele der Informationen über das Leben an der Front stammen aus den Tagebüchern der Kommandanten. Die österreichischen Berichte hat Accola im Staatsarchiv in Wien ausgegraben. Tagebücher, Fotoalben und Briefe erhielt der Verein auch von Nachfahren der Soldaten. Accola selbst ist jetzt ein Archiv: Jahreszahlen, Frontverläufe, kuriose Anekdoten über Liebschaften in der Soldatenstube – er kennt und nennt sie alle.

## Kanonen auf dem Ortler

Wenn David Accola das Gebirge erklärt, erscheint der gedanklich weit entfernte Erste Weltkrieg plötzlich sehr nah. Wenige hundert Meter von der Dreisprachenspitze, wo die Schweizer positioniert waren, stehen die Ruinen eines grossen österreichischen Truppenlagers. Das steinerne Kochfeld ist noch sichtbar. Rostige Büchsen liegen herum, als seien die Österreicher erst vor wenigen Jahren abgezogen.

Accola sagt, er habe in der Nähe eines italienischen Lagers eine Büchse gefunden. Er habe darauf noch lesen können, was drin war: portugiesische Sardinien. Der letzten Kaiserin Österreichs, Zita, sei er einmal im Wartezimmer beim Augenarzt begegnet. Sie verbrachte die letzten Jahre ihres Lebens in Zizers im Churer Rheintal. Accola bezeichnet solche Geschichten als un-

wesentlich, und doch hat er ein freudiges Grinsen im Gesicht, wenn er sie erzählt.

Accola ist aber auch der sachliche Militärexperte, wenn er sagt: «Mich interessieren die Konflikte berufsbedingt vornehmlich aus operativer, taktischer und gefechtstechnischer Sicht.» Oben im Gebirge trägt er eine Baseball-Kappe mit einer aufgesteckten «Bleuet de France», einer blauen Kornblume, dem offiziellen Symbol Frankreichs in Gedenken an die Opfer der beiden Weltkriege. Am Handgelenk trägt er ein Gummiband mit dem britischen Gedenksymbol, der Blüte des roten Klatschmohns. Accola hat die Souvenirs auf Reisen zu militärhistorischen Stätten gekauft.

Für den Ausgang des Ersten Weltkrieges war der Frontabschnitt beim Stilsfer Joch nicht entscheidend. Doch wie die Kriegsparteien sich in dieser unwirtlichen Region bekämpften, sei wahnsinnig und surreal gewesen, sagt Accola. Damals gab es noch mächtige Gletscher, und auf den Gipfeln lag ganzjährig Schnee. Accola sagt: «Das Gebiet war es für Italien kaum wert, erobert zu werden.» Für die Tiroler aber war es die Heimat, die mit aller Kraft verteidigt werden musste.

Die Österreicher wollten sich im Tal verteidigen, ungarische Reservisten und 38 000 Standschützen wurden aufgeboten. Die Tiroler Schützen aber wollten die eigenen Bauernhöfe sichern, die vor den eingerichteten Talsperren lagen. Die Tiroler zogen mit den Waffen ins Gebirge, die Italiener zogen nach. Denn wer höher positioniert ist, sieht dem Feind besser auf die Stellungen im Tal. Die ungarischen Reservisten sahen zum ersten Mal in ihrem Leben Schnee.

Eine eindrückliche Episode geschah an der Trafoier Eiswand, einem Berg an der damaligen Grenze zwischen Österreich und Italien, wenige Kilometer von der Schweizer Grenze entfernt. Im Krieg wurde er zunächst von den Italienern besetzt. Im Herbst 1917 gelang es den Österreichern, die Alpini vom Gipfel zu vertreiben. Die Soldaten gruben einen Tunnel durch die steile Eiswand, auf mehr als 3400 Metern über Meer.

Die Österreicher errichteten zudem auf dem nahe gelegenen Ortler die höchstgelegene Artilleriestellung des Krieges: Unter Einbezug von russischen Kriegsgefangenen schleppten sie mehrere Gebirgskanonen auf 3900 Meter über Meer. Accola hebt seine Augenbrauen, wenn er das erzählt, als könnte er das Erstaunen der Zuhörerinnen kaum erwarten.

## Der Schlüssel zur Zollschranke

Zur Eröffnung der ersten drei Wanderwege lud der Verein militärische Delegationen ein. Österreicher, Italiener und Schweizer. In gemischten Gruppen, uniformiert, aber unbewaffnet, liefen sie die Wege ab. Accola sagt: «Die notwendige Zustimmung seitens des italienischen Ministeriums brauchte mehr Zeit als die Errichtung der Wanderwege.» Rasch und pragmatisch gehe gar nichts.

Doch Accola kann Menschen von seinen Ideen begeistern. Wenn er von seinen Erfolgen spricht, grinst er stolz. Die Relikte des Gebirgskrieges liegen auf italienischem und auf Schweizer Boden. In Italien liegt ein Nationalpark, mit einer Verwaltung im Veltlin und einer in Südtirol, Accola musste die Wanderwege daher doppelt bewilligen lassen.

Der Veltliner Direktor verlangte ein Abendessen in Bormio. Accola sagt: «Über das Projekt haben wir nur fünf Minuten gesprochen. Der Direttore wollte nur wissen, mit wem er es zu tun habe.» Die Herren genossen in Bormio einen Bräulio, und die Sache war geregelt. Doch Accola war nach dem Essen zu spät dran. Im Jahr 2000 stand zwischen der Schweiz und Italien noch eine Zollschranke, um 22 Uhr wurde sie geschlossen. Accola sagt schelmisch: «Der Direttore griff in seine Hosentasche und gab mir den Schlüssel.»